

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 4

Artikel: Rund um den Duden
Autor: Böhm, Ekkehard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprechenden Vertragsklausel nicht jedem verständlich sei. In der Urteilsbegründung heißt es wörtlich: „Durch die Verwendung juristischer Termini wird Sinn, Tragweite und Gefährlichkeit dem Laien eher verdunkelt.“ Aber wahrscheinlich haben Sie, als Sie sich den Wortlaut des Vertragsthemas überlegten, gar nicht so sehr daran gedacht, ob Sprachpflege etwas mit finanziellem Gewinn oder Verlust zu tun haben könnte. Im Grunde genommen brauche ich die Frage nicht mehr ausdrücklich zu beantworten — fast in jedem Abschnitt meiner Erörterung ist ein Stück der Antwort verborgen.

Die Sprachpflege will helfen, die Sprachaufgaben der Zeit zu lösen, sprachliche Bedürfnisse zu befriedigen, die Wahrheit der Sachen zur Geltung zu bringen und die Verständigung zwischen den Sprachpartnern zu sichern. Indem sie sich bemüht, die Kräfte der Sprache zu stärken, trägt sie auch zur Entfaltung der seelischen und geistigen Kräfte des Menschen bei und fördert die Einheit der Sprachgemeinschaft. Ist es da noch eine Frage, ob sich Sprachpflege lohnt?

Rund um den Duden

Konrad Duden hat einen neuen Nachfolger erhalten. Im März übergab Prof. Paul Grebe an seinem 65. Geburtstag nach fünf- undzwanzigjähriger Tätigkeit sein Amt als Leiter der Duden-Redaktion an seinen langjährigen Mitarbeiter Günther Drowski. Grebes Amtszeit markiert den Zeitraum von der letzten gesamtdeutschen Duden-Ausgabe (1947) bis zum Vorliegen des nun zehnbändigen Großen Dudens, zu dem sich das schmale „Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache“ des Gymnasialdirektors Konrad Duden seit dem Jahre 1880 inzwischen entwickelt hat.

Der Duden hat sich jetzt auf den ganzen Sprachbereich ausgedehnt: Neben dem Band „Rechtschreibung“, der den sprichwörtlichen Ruhm des Dudens begründete, gibt es Bände über Etymologie, Grammatik, Fremdwörter, die Bedeutung der Wörter, über Aussprache, Synonyme, Bild und Stil.

Für den Duden arbeiten fünfzehn hauptberufliche Redakteure und bis zu zwanzig freie Mitarbeiter — pensionierte Studienräte aus dem Fach Deutsch —, die Neubildungen und Wandlungen der Sprache beobachten, die Belege sammeln und archivieren.

Alles wird in der Sprachkartei registriert, deren an die zwei Millionen Karteikarten den gegenwärtigen Stand der deutschen Sprache wiedergeben. Eine wertvolle Primärquelle sind für die Duden-Redaktion auch die mehr als 8000 Sprachanfragen jährlich. Durch Beschluß der Kultusministerkonferenz vom Jahre 1955 ist die Schreibweise des Dudens in Zweifelsfällen für verbindlich erklärt worden. Solchermaßen offiziell herausgehoben zu sein, bringt für den Duden nicht nur Vorteile mit sich — was die Höhe der Auflage angeht beispielsweise —; sondern es hat in der Öffentlichkeit auch zu dem offensichtlich unausrottbaren Irrglauben geführt, der Duden bestimme die deutsche Rechtschreibung. Aber der Spielraum, den er da hat, ist äußerst gering: Er ist an die staatlichen Regeln gebunden, und die leiten sich im wesentlichen noch immer von der Berliner Rechtschreibkonferenz von 1901 her.

Doch die Bestrebungen zu einer Neuregelung der Rechtschreibung fesseln die Aufmerksamkeit des Dudens im höchsten Maße. Gerade Paul Grebe spielt in der angestrebten Rechtschreibreform seit vielen Jahren eine führende Rolle. Auf seine Anregung hin wurde von der Kultusministerkonferenz und vom Bundesministerium 1956 der Arbeitskreis für Rechtschreibregelung berufen, den er zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Münsterer Germanisten Jost Trier geleitet hat.

Der Arbeitskreis faßte 1958 die „Wiesbadener Empfehlungen“ ab, die hauptsächlich auf die Abschaffung der Großschreibung von Hauptwörtern zugunsten der „gemäßigten Kleinschreibung“ (Großschreibung nur noch am Satzanfang, bei Eigennamen und gewissen fachsprachlichen Abkürzungen), die Beschränkung der Kommasetzung auf Fälle, wo Rhythmus und grammatische Gliederung übereinstimmen, sowie auf eine Lockerung der Zusammenschreibung hinausliefen. Die „Wiesbadener Empfehlungen“ boten einen Ausschnitt aus den „Stuttgarter Empfehlungen“, die 1954 die „Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege“ abgegeben hatte. Wegen dieser Forderungen nach kompromißloser Angleichung der Schriftsprache an die Phonetik (z. B. teater = Theater, zilinder = Zylinder, rewoluzion = Revolution, plato = Plateau, zan = Zahn, di oren = die Ohren) war die Rechtschreibreform in Mißkredit gekommen.

Wiesbadener Empfehlungen blieben liegen

Der Arbeitskreis für Rechtschreibregelung empfahl daher ein behutsameres Vorgehen, das das hergekommene Schriftbild nicht zu sehr veränderte. Unter Ausklammerung der Phonetisierung

blieb als Grundgedanke, die Schriftsprache weitgehend an die gesprochene Sprache anzupassen. Die Reformer gingen von der Vorstellung aus, daß die Probleme der Großschreibung unübersehbar geworden seien und den Menschen die Freude an der Sprache verleiden. Grebe weist darauf hin, daß die deutsche Sprache die letzte auf der Welt ist, die noch die Großschreibung kennt; sie sei nicht in der Natur der Sprache selbst liegend, sondern eine Erfindung des Barocks.

Nach 1958 sind die „Wiesbadener Empfehlungen“ gescheitert; eine österreichische Kommission urteilte mit 14 gegen 14 Stimmen bei drei Enthaltungen über sie, ein Schweizer Ausschuß verwarf sie mit allen Stimmen gegen eine. Dagegen verhielt sich die DDR durchaus aufgeschlossen, bis sie 1965 alle Brücken abbrach. In den vergangenen Jahren aber haben die Forderungen nach der Rechtschreibreform wieder Aktualität gewonnen — der Trierer Germanistentag bewies es.

Dabei haben sich deutlich die Motive von der Sprach- zur Sozialwissenschaft hin verschoben, und die Rechtschreibreform droht in den Sog einer Soziolinguistik zu geraten, die die jetzige Orthographie als wesentlichen Bestandteil von Sprachbarrieren sieht, die Arbeiterkindern die Emanzipation erschweren oder die sie, ganz radikal, als Unterdrückungsinstrument verteufelt und ihre „Freigabe“ fordert. Paul Grebe, einer der Väter der Reform, sieht diese Entwicklung mit großem Mißbehagen. Er wirft der Soziolinguistik vor, mit Thesen aufzutreten, denen jede wissenschaftliche Basis fehlt. Und kein Vertreter des Dudens konnte schließlich den Antrag auf dem Trierer Germanistentag billigen, die Lehrer sollten die Orthographie nicht mehr ernst nehmen. Grebe wies auf den Widerspruch hin: Oberstes Ziel der Soziolinguistik sei die „Kommunikation“ und ihre Förderung, nichts aber könnte diesem Ziel förderlicher sein als gerade ein funktionierender Normenbereich. Er betont ausdrücklich, daß man das soziolinguistische Gerüst zur Begründung der Rechtschreibreform nicht brauche.

Es ist wohl anzunehmen, daß das Schicksal der Reform ganz maßgebend daran hängt, wieweit sich die Sprachwissenschaft von der Umklammerung durch die Soziolinguistik befreien kann. Ohnehin dürfte sie noch im Felde stehen. Alle Reformer weisen immer darauf hin, daß eine neue Regelung im ganzen deutschen Sprachgebiet durchgeführt werden müsse. In der Schweiz ist erst im vergangenen Herbst wieder eine Kommission zur Prüfung dieser Frage gebildet worden; in Österreich sind Hochschullehrer und Lehrer über die Reform hoffnungslos zerstritten, und ein Brief, den Grebe am 7. Januar dieses Jahres mit der Bitte um neuerliche Zusammenarbeit an die Akademie der

Wissenschaften in Ost-Berlin richtete, ist bisher weder beantwortet noch bestätigt worden.

Obwohl sich die beiden Duden-Verlage, das Bibliographische Institut in Mannheim und der VEB Bibliographisches Institut in Leipzig, mit Gerichtsurteilen bekriegten, ist bis zur Mitte der sechziger Jahre der Kontakt zwischen den beiden Duden-Redaktionen gut gewesen. Dann brach die „DDR“ alle Kontakte ab. Dennoch, so meint Grebe, trotz dieses Nebeneinanderarbeitens zweier Duden gibt es keine Anzeichen für die Spaltung der Sprache. Untersuchungen einer Bonner Arbeitsstelle des Instituts für deutsche Sprache bestätigen das. Die grammatischen Abweichungen in beiden Duden beschränken sich auf ganz wenige Fälle; die teilweise sehr verschiedene Wortauswahl und Bedeutungserklärungen sind auf die unterschiedlichen politischen Systeme zurückzuführen. Überdies fühlen sich beide Duden nicht allein an das Staatsgebiet gebunden, in dem sie arbeiten — der Mannheimer Duden hat eigene Kommissionen in der Schweiz und in Österreich —, sie wollen den gesamten deutschen Sprachbereich in seiner Einheit vertreten. Das wenigstens ist geblieben.

Ekkehard Böhm (leicht gekürzt aus der „Welt“)

Helvetismen

So nennt man mundartlich klingende Wörter und Redewendungen, die — meist ungewollt und unbewußt — den Federn von Schweizern entschlüpfen und in die Hochsprache hineinrutschen. Nun gibt es freilich keine haarscharf gezogene Schneidelinie zwischen den beiden Sprachen. Auf gewisse schweizerdeutsche Wörter können und wollen wir nicht verzichten, es sei denn, wir verzichten auch darauf, letzte Gefühlsteine wiederzugeben. „Urchig“ ist urchig und läßt sich (für uns) durch kein hochdeutsches Wort ersetzen; von Orten oder Mitmenschen sagt man, es sei einem bei ihnen wohl: deutlicher und ganz unmißverständlich drückt erst das Wort „heimelig“ unser Empfinden aus.

Über die „Toleranzgrenze“ könnte man sich im übrigen streiten. Daß wir viele Wörter schweizerischer Prägung, die man im bundesdeutschen Sprachraum nicht kennt oder doch nicht braucht, beibehalten werden, ist wohl selbstverständlich. In der Schweiz „wischt“ man für gewöhnlich den Boden, man kehrt ihn nicht; „stoßen“ steht für (oder doch neben) schieben, „ordentlich“